

Die Welt | 20.07.13

Der andere Widerstand

Die Protagonisten des 20. Juli 1944 kennen wir. Doch welchen Spielraum hatte der einfache Wehrmachtssoldat? *Von Wolfram Wette*

Am 20. Juli eines jeden Jahres erinnern wir uns an die mutigen Männer und Frauen, die Widerstand gegen das nationalsozialistische Unrecht geleistet haben. Heute sind sie ein fester Bestandteil unserer Erinnerungskultur. Lange Zeit konzentrierte sich das Gedenken auf den Offizierswiderstand des 20. Juli 1944 und sein Umfeld. Dass auch "kleine Leute" in Uniform, also Mannschaftssoldaten, Unteroffiziere und Offiziere mit niedrigen Dienstgraden, Widerstand geleistet haben, wenngleich mit anderen Mitteln und anderen Zielen als die hochrangigen Generalstabsoffiziere, wurde nur wenig beachtet.

Nach dem Willen einflussreicher Konservativer sollte der Widerstand von unten auch gar nicht in den Blick kommen: Den kleinen Leuten in der Uniform der Wehrmacht habe der Überblick über die militärische Gesamtlage gefehlt; einfachen Soldaten, die sich auf unterschiedliche Weise dem Vernichtungskrieg verweigerten, könne man nicht zugestehen, Widerstand geleistet zu haben; diesen Soldaten sei es ja auch gar nicht um den Sturz der NS-Diktatur gegangen.

Tatsächlich – und da haben die Bedenkenräger recht – konnten jene Soldaten, die ihrem Gewissen folgten und Kriegsgefangenen oder der bedrohten Zivilbevölkerung, also: vor allem Juden halfen, nicht am großen Rad der Weltgeschichte drehen; ihnen ging es nicht um Tyrannenmord oder Staatsumsturz. Vielmehr agierten sie in realistischer Einschätzung ihrer Möglichkeiten, mit dem Blick auf ihr unmittelbares Umfeld am unteren Ende der militärischen Hierarchie und suchten dort ihre Handlungsspielräume – sofern sie denn den Willen hatten, zu helfen.

Ich möchte hier diesen Rettungswiderstand erläutern, anhand von Soldaten der Wehrmacht und Polizisten im Kriegsdienst. Vorwegnehmen möchte ich das wichtigste Ergebnis der Widerstandsforschung insgesamt wie der Retterforschung im Besonderen: Es ist die Erkenntnis, dass man – entgegen anderslautenden Schutzbehauptungen – durchaus "etwas machen" konnte. Selbst unter den extremen Bedingungen von Diktatur, Krieg und Holocaust hat es Handlungsspielräume für Solidarität und Hilfe gegeben.

Aber: Ist es gerechtfertigt, die Helfer und Retter zu den Widerständigen zu rechnen? Diese Frage lässt sich ohne Weiteres bejahen, wenn wir uns das Folgende klarmachen: Die bewaffneten Organe des NS-Staates verfolgten und vernichteten Menschen aus rassenideologischen Motiven. Wer sich diesem staatlich verordneten Mord entgegenstellte, wer den verfolgten Menschen half und sie zu retten versuchte, der stellte sich gegen zentrale Intentionen dieses Staates und leistete damit Widerstand.

Nun ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Helfer und Retter selbst oft ein Unwohlsein artikulierten, wenn sie erfuhren, dass Historiker sie als widerständig bezeichneten. Sie sagten, der Begriff Widerstand sei zu hoch gegriffen; es sei doch eine "Selbstverständlichkeit" gewesen, den verfolgten Menschen zu helfen, sie hätten nichts weiter als "aktiven Anstand" (Fritz Stern) praktiziert. Aus einer solchen Haltung spricht eine humane Grundeinstellung und eine selbstbewusste Bescheidenheit, gleichzeitig lässt sie sich als Reflex auf die ältere Vorstellung verstehen, Widerstand müsse etwas mit einem gewaltsamem Staatsumsturz zu tun haben, wie er am 20. Juli 1944 vergeblich versucht worden ist.

Als wir – eine größere Gruppe von etwa 30 Historikerinnen und Historikern aus der Historischen Friedensforschung – uns Ende der 1990er-Jahre mit Rettern in den Uniformen

von Wehrmacht oder Polizei zu beschäftigen begannen, hatten wir keinen Überblick über und vor allem noch keinen Begriff für dieses neue Forschungsfeld. Arno Lustiger, Überlebender des Holocaust und Historiker des jüdischen Widerstandes, der unsere Arbeit begleitete, brachte schließlich die Lösung, indem er die Begriffe Rettung und Widerstand einfach zusammenfasste zum "Rettungswiderstand". Wir verstehen heute darunter die Weigerung von Soldaten und Polizisten, sich an dem rassistischen Mordprogramm des NS-Staates zu beteiligen, also an der Erschießung von Juden, Kriegsgefangenen und anderen Verfolgten, und sich stattdessen für deren Überleben zu engagieren.

Gewöhnlich wird angenommen – und das durchaus zu Recht –, das Militär sei eine "totale Institution", in der es für die kleinen Leute am unteren Ende der Hierarchie nur den bedingungslosen Gehorsam gebe, aber keine Spielräume für eigene Entscheidungen und für eigenes Handeln. Tatsächlich ist das Bewegungsgesetz des Militärs durch das Prinzip von Befehl und Gehorsam bestimmt, die militärische Führung strebt die vollständige Kontrolle über die untergebenen Soldaten an: Ihr Erziehungsziel ist die "Fabrikation des zuverlässigen Menschen", der im Krieg bereit ist, den Feind zu töten.

Im Gegensatz zu diesem Bild von der totalen Institution haben unsere Forschungen ergeben, dass es selbst in der Wehrmacht des NS-Staates gewisse Handlungsspielräume gegeben hat. Um einem Missverständnis vorzubeugen: Man darf sich Handlungsspielräume in einer totalen Institution wie der Wehrmacht nicht vorstellen als räumlich abgegrenzte Bereiche, die durch Befehle und Vorschriften nicht erfasst gewesen wären und in denen der Totalitätsanspruch der Kriegsmaschinerie keine Gültigkeit gehabt hätte. Handlungsspielraum meint vielmehr eine vorgestellte Möglichkeit, die sich im Kopf des Retters erst einmal herausbilden musste, einen Willen. Er schuf sich damit einen begrenzten Raum der Freiheit, dessen Distanzen immer wieder von Neuem ausgelotet werden mussten. Nur wer sich diesen Handlungsspielraum schaffen wollte, der konnte auch erkennen, dass es ihm – im Rahmen der Bedingungen, unter denen er agierte – freistand, sich für die richtige oder die falsche Sache zu entscheiden, für das Gute oder das Böse. Handlungsspielraum und Freiheit der Entscheidung gehören also eng zusammen.

Die meisten Soldaten, Polizisten und SS-Männer haben bekanntlich mitgeschossen, wie es ihnen befohlen wurde. Man hat sie als "ganz normale Männer" bezeichnet, obwohl ihr Tun alles andere als normal war. Ob sie beim Militär, bei der Polizei und bei der SS waren: Sie schossen mit. Mangels Zivilcourage, mangels Mut, mangels aktiviertem Anstand. Hinzu kommt, dass vermutlich gar nicht so wenige deutsche Soldaten und Polizisten für richtig hielten, was sie taten, eben weil sie überzeugte Antisemiten, Herrenmenschen und Antibolschewisten waren. Die humane Orientierung, dass das Leben eines Menschen das höchste Gut ist und daher geschützt werden muss, war für diese Deutschen, die sich für ganz "normal" hielten, in den Kriegsjahren 1939 bis 1945 nicht mehr handlungsleitend.

Der erste "Retter in Uniform", der in Deutschland (Link: <http://www.welt.de/themen/deutschland-reisen/>) bekannt wurde, war der aus Wien (Link: <http://www.welt.de/themen/wien-staedtereise/>) stammende Feldwebel Anton Schmid. Sein Name fiel während des Eichmann-Prozesses in Jerusalem (Link: <http://www.welt.de/themen/jerusalem-staedtereise/>). Dem staunenden Publikum im Gerichtssaal berichtete der ehemalige Kommandeur jüdischer Partisanen, Abba Kovner, dass es 1941/42 in der litauischen Stadt Wilna "eine der", wie er sagte, "seltensten und verblüffendsten Episoden dieser Zeit" gegeben habe. Ein deutscher Feldwebel namens Schmid habe eine größere Anzahl von Juden gerettet und sogar mit dem jüdischen Widerstand zusammengearbeitet. Er sei aufgefliegen und hingerichtet worden. Heute wissen wir Genaueres: Feldwebel Anton Schmid war in Wilna Leiter einer Versprengten-Sammelstelle, an die auch Werkstätten der Wehrmacht angegliedert waren.

Er hatte schon vor dem Kriege verfolgten Juden geholfen und blieb auch unter den Bedingungen des Vernichtungskrieges ein anständiger Mensch. Er empörte sich über die Judenmorde und tat – unter konspirativen Bedingungen – alles, was in seinen Kräften stand, und kein Risiko scheuend, um möglichst viele von ihnen zu retten. Seine kleine, im Windschatten der vorgesetzten Feldkommandantur Wilna arbeitende Dienststelle eröffnete Schmid, nachdem er sich einmal zur Hilfe und Rettung entschlossen hatte, mehrere Handlungsmöglichkeiten: Indem er eine gewisse Anzahl von Juden als Handwerker in der Versprengten-Sammelstelle beschäftigte, schützte er sie vor Deportation und Erschießung im nahe gelegenen Dorf Ponary. Etwa 300 Juden soll er mit einem Wehrmacht-Lastkraftwagen von Wilna weg in sicherere Städte im benachbarten Weißrussland gebracht haben.

Schließlich unterstützte er auch den jüdischen Widerstand, der sich Ende 1941 in Wilna zu organisieren begann. Nach mehrmonatiger Rettungstätigkeit wurde Feldwebel Schmid denunziert, verhaftet, vor ein Feldkriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und erschossen. Gerettete sagten über ihn: "Für uns war er so etwas wie ein Heiliger."

Besonderes Interesse beansprucht die Geschichte einer Judenrettung in der polnischen Stadt Przemysl am San im Juli 1942: Hier kam es zu einer offenen Konfrontation zwischen Wehrmacht und SS. Die in Przemysl stationierte SS wollte die Juden der Stadt in das Vernichtungslager Belzec deportieren. Die beiden Wehrmachtsoffiziere Albert Battel und Max Liedtke schützten nun ihre "Arbeitsjuden", indem sie die einzige Brücke über den San, die zum Getto führte, sperrten. Gleichzeitig ließen sie SS-Polizeikräfte von der Brücke abdrängen, die so daran gehindert wurden, die Juden zu deportieren, die unter dem Kommando der Ortskommandantur standen. Die Initiative zu dieser Rettungstat ging von Oberleutnant Dr. Albert Battel aus. Er war der Adjutant des erst vor Kurzem aus der griechischen Hafenstadt Piräus nach Przemysl versetzten Majors Max Liedtke, der nunmehr die Funktion des deutschen Ortskommandanten wahrnahm.

Battel konnte sowohl Liedtke als auch die anderen Offiziere der Kommandantur von seiner Idee überzeugen, dass der Schutz der jüdischen Arbeiter gegenüber der SS durchgesetzt werden müsse. Ebenso wie Feldwebel Schmid und Major Plagge operierte er mit dem Argument der militärischen Interessen, gegen das seine Kontrahenten nur schwer angehen konnten. Im Juli 1942 brachten Liedtke und Battel mehr als 500 jüdische Arbeitskräfte in den Kellerräumen der Ortskommandantur unter und stellten sie dort eine ganze Woche lang unter ihren Schutz, während die SS-Schergen draußen die anderen Bewohner des Gettos brutal zusammentrieben unter dem Vorwand, sie sollten "umgesiedelt" werden. Tatsächlich schaffte man sie in die Vernichtungslager. Binnen einer Woche wurden so mindestens 10.000 Juden aus Przemysl verschleppt.

NSDAP-Mitglied Albert Battel, im Zivilleben Rechtsanwalt und Notar aus Breslau, hatte sich indes schon zuvor immer wieder für Juden eingesetzt. Erstaunlicherweise hat ihn die Rettungsaktion einschließlich der Konfrontation mit der SS keineswegs "Kopf und Kragen" gekostet. Im August 1942 wurde er zum Hauptmann befördert. Major Max Liedtke, der Theologie studiert und beruflich als Journalist und Verleger gearbeitet hatte, erhielt ebenfalls keine schwere Strafe, vermutlich weil sein Vorgesetzter, General Kurt Freiherr von Gienanth, ihn deckte.

Diese Fälle zeigen: Weniger an der kämpfenden Front, wohl aber in der rückwärtigen Gebieten der von der Wehrmacht eroberten Länder bestanden für Angehörige der Besatzungsverwaltung, die Leben retten wollten, Handlungsspielräume. Einige Wehrmachtssoldaten nutzten ihre Dienststellung als Arbeitgeber in kriegswichtigen Betrieben und Werkstätten, um ihre Hand über die Verfolgten zu halten, vergleichbar den Unternehmern Oskar Schindler, Berthold Beitz und Friedrich Gräbe, die in den besetzten Gebieten des Ostens agierten. Aber auch kleine Leute, die ähnlich wie Feldwebel Schmid in einem engen Radius wirkten, retteten durch Arbeit. Die meisten Rettergeschichten haben ein ähnliches Muster: Ein Verfolgter oder eine Verfolgte ergriffen die Initiative, sprachen einen vertrauenswürdigen Menschen an und fragten ihn, ob er Hilfe leisten könne und wolle. Der oder die Angesprochene reagierte dann, entweder ablehnend oder zustimmend. Die Entscheidung für Hilfe und Rettung war also in der Regel eine Reaktion.

Dass es jedoch auch anders laufen konnte, belegt der Fall des "Sonderführers" Günter Krüll. Er war von Beruf Schiffsbauingenieur und wurde aus diesem Grunde von der Wehrmacht als Leiter einer sogenannten Feldwasserstraßen-Abteilung eingesetzt. Er stand im Range eines Majors der Wehrmacht. Dieser Offizier fasste aus eigener Initiative den Entschluss, wenigstens einen einzigen Juden aus der südpolnischen Stadt Pinsk, in welcher seine Dienststelle arbeitete, zu retten. In einem längeren Lernprozess übte er mit einem Verfolgten unter dem fiktiven Namen Pjotr Rubinowitsch Rabzewitsch eine neue Identität ein. Er hatte Erfolg, der Gerettete überlebte den Krieg.

Welches Risiko gingen die Retter ein? Hier bietet der Oberleutnant der Wehrmacht und Judenretter Heinz Drossel ein Beispiel. Im Februar 1945 fuhr Drossel für einen Kurzurlaub zu seinen Eltern nach [Berlin](http://www.welt.de/themen/berlin-staedterreise/) (Link: <http://www.welt.de/themen/berlin-staedterreise/>) . Dort wurde er von einer verfolgten jüdischen Familie um Hilfe gebeten. Der Offizier Heinz Drossel händigte den Verfolgten seine Dienstpistole aus: Damit sie sich gegen die Gestapo-Leute wehren konnten,

die hinter ihnen her waren. In Drossels Berliner Stadtwohnung fand die jüdische Familie ein neues Versteck und wurde gerettet.

Um das Risiko abschätzen zu können, das Drossel mit seiner Aktion einging, müssen wir uns ein Bild von der Befehlslage in der Wehrmacht und vom Antisemitismus im Offizierskorps machen. Festzustellen ist erstens: Einen Straftatbestand "Judenrettung" oder Ähnliches gab es im Militärstrafgesetzbuch (MStGB) nicht. Zweitens: Eine Verordnung, die eine konkrete Strafandrohung für Judenhilfe durch deutsche Soldaten in den besetzten Gebieten enthalten hätte, gab es ebenfalls nicht. Aber es gab, drittens, in den völkerrechtswidrigen Befehlen der Wehrmachtsführung ein antisemitisches Feindbild; in diesen Befehlen wurde den Soldaten nahegelegt, die Juden als militärischen Feind anzusehen und zu bekämpfen.

Der Chef des Heerespersonalamtes, General der Infanterie Rudolf Schmundt, gab im Oktober 1942 eine Weisung heraus, in welcher er klarstellte, dass von jedem Wehrmachtsoffizier "eine eindeutige, völlig kompromisslose Haltung in der Judenfrage" verlangt wurde. Es dürfe "keinerlei, sei es auch noch so lockere Verbindung zwischen einem Offizier und einem Angehörigen der jüdischen Rasse geben". Wer gegen diese Vorgaben verstieß, konnte seiner Position enthoben und aus dem Dienst entlassen werden. Es gehörte zum Willkürsystem der nationalsozialistischen Herrschaft, dass Helfer und Retter im Unklaren darüber gelassen wurden, welcher Gefahr sie sich wegen der sogenannten "Judenbegünstigung" aussetzten. Rückblickend ist erkennbar, dass es sich nicht um ein totales Risiko handelte – kein einziger Wehrmachtssoldat ist alleine wegen Judenhilfe zum Tode verurteilt worden.

Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, wie viele Helfer und Retter in Uniform es in der Zeit des Zweiten Weltkrieges gegeben hat. Die Antwort lautet: Wir wissen es nicht. Mit den Mitteln der ohnehin schwierigen Quellenforschung konnten wir die solidarischen Hilfeleistungen von etwa 30 solcher Retter in der Uniform der Wehrmacht, der Polizei oder der SS beschreiben. Vielleicht wird man zukünftig noch einige Dutzende weitere ermitteln können. Mehr aber wohl nicht.

Sollen wir über dieses Forschungsdefizit klagen? Kommt es wirklich auf eine mehr oder weniger verlässliche Anzahl von Rettern in Uniform an? Oder ist nicht die Tatsache, dass es sie überhaupt gegeben hat, von ausschlaggebender Bedeutung? Die Retter und Helfer zeigen, dass man sehr wohl "etwas machen" konnte. Das ist die wichtigste, weil ermutigende Erkenntnis. 30 oder 100 Retter in Uniform: In jedem Fall handelte es sich um eine verschwindend kleine Minderheit. Man muss sich ja vor Augen führen, dass der Wehrmacht insgesamt etwa 18 Millionen Männer und eine halbe Million Frauen angehörten. Also eine Handvoll mutige Menschen im großen Heer der Täter! Angesichts dieser Zahlenverhältnisse sind wir mehr als berechtigt, die Retter als Goldkörnchen unter dem großen Schutthaufen der deutschen Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus würdigen.

Gelegentlich sind die Judenretter als "stille Helden" bezeichnet worden, was ihre typische Haltung unterstreicht: Die meisten wollten nicht, dass um ihre Taten ein Aufheben gemacht würde; sie sahen sie als selbstverständlich an. Dass sie so lange beschwiegen wurden, hat noch einen anderen Grund: Für die Mehrheit der Täter und Mitläufer hatte die Tatsache, dass es durchaus möglich war, seinem Gewissen zu folgen, den Charakter einer Provokation, ja einer Anklage. Weil diese "stillen Helden" in der Regel nicht den Führungseliten angehörten, sondern einfache Menschen waren, wirkten sie nach 1945 wie ein Spiegel, der für jedermann die unangenehme Frage bereithielt: Und was hast du getan?

Es war in den späten 1990er-Jahren, als sich das geschichtspolitische Klima änderte. Jetzt begann auch das Interesse an den Rettern in Uniform zu erwachen. Großen Anteil an dem gesamtgesellschaftlichen Meinungswandel hatten Hunderte einzelner lokaler Initiativen, Unterstützung kam dabei auch von oben. Als Heinz Drossel im September 2001 seinen 85. Geburtstag feierte, setzte der damalige Bundespräsident Johannes Rau ein politisches Zeichen, indem er sich mit einem Hubschrauber in das Schwarzwalddorf Simonswald fliegen ließ, um ihm demonstrativ zu gratulieren. Raus Fürsprache verhalf auch den Initiativen von Inge Deutschkron zum Erfolg, die Judenretter in bleibender Weise zu ehren, so wurde im Oktober 2008 in Berlin die "Gedenkstätte Stille Helden" eröffnet, nahe den Hackeschen Höfen, wo bislang schon das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt besichtigt werden konnte.

Hannah Arendt saß 1961 während des Eichmann-Prozesses als Berichterstatterin für eine amerikanische Zeitung in Jerusalem im Gerichtssaal, als der Partisanenführer Abba Kovner

dort über den Feldwebel Schmid berichtete. Arendt stellte sich vor, wie "vollkommen anders alles heute wäre, in diesem Gerichtssaal, in [Israel](http://www.welt.de/themen/israel-reisen/) (Link: <http://www.welt.de/themen/israel-reisen/>) , in Deutschland, in ganz Europa, vielleicht in allen Ländern der Welt, wenn es mehr solche Geschichten zu erzählen gäbe". Was Hannah Arendt nicht wissen konnte: Feldwebel Schmid beschäftigte sich mit ganz ähnlichen Gedanken. Auch er dachte über die Frage nach, welchen Gang die Entwicklung hätte nehmen können, wenn es mehr anständige und mutige Christen wie ihn selbst gegeben hätte. Der jüdische [Schriftsteller](#) (Link: <http://www.welt.de/themen/autoren/>) und Freund Anton Schmid, Hermann Adler, hat uns den ebenso naiv wie revolutionär klingenden Satz des Feldwebels überliefert: "Wenn jeder anständige Christ auch nur einen einzigen Juden zu retten versuchte, kämen unsere Parteiheinis mit ihrer Lösung der Judenfrage in verdammte Schwierigkeiten. Unsere Parteiheinis könnten ganz bestimmt nicht alle anständigen Christen aus dem Verkehr ziehen und ins Loch stecken."

Arno Lustiger, der Historiker des jüdischen Widerstands, sah in Feldwebel Anton Schmid einen der herausragenden "Helden des Widerstandes" gegen den Holocaust. Nach seiner Überzeugung stellt Schmid's Vermächtnis ein moralisches Kapital dar, dessen sich die deutsche und die österreichische Gesellschaft noch immer viel zu wenig bewusst geworden ist.

Der vormalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, nutzte seine Rede zum Feierlichen Gelöbnis von Rekruten der Bundeswehr am 20. Juli 2001 dazu, um ähnliche Erwägungen anzustellen. Er erinnerte nicht nur an den Offizierswiderstand des 20. Juli 1944, sondern auch an einen "anderen Widerstandskämpfer". Er sagte: "Männer wie Anton Schmid sind die eigentlichen Helden der deutschen Militärgeschichte im vergangenen Jahrhundert. Denn sie wagten alles – um anderer willen." Spiegel fügte hinzu: "Sie waren Menschen mit Mut und Zivilcourage, bereit, alles zu wagen und auch einem übermächtigen Bösen zu trotzen. Deshalb gehören sie nicht nur zur Vergangenheit Deutschlands, sondern auch zu unserer Zukunft."

Anton Schmid's militärischer Ungehorsam war eine unmittelbare Konsequenz seiner Humanität. Sie hatte für ihn größeres Gewicht als das mit härtesten Sanktionen behaftete militärische Regelsystem. Wir können Anton Schmid – und mit ihm die anderen widerständigen Retter in Uniform – als Männer ehren, die unter extremen Bedingungen als Menschen handelten. Sie lehren uns, dass eine humane Orientierung die Leitlinie für das eigene Handeln sein muss, im Alltag wie unter schwierigeren Bedingungen.

Wolfram Wette, Jahrgang 1940, ist Historiker an der Universität Freiburg. Der abgedruckte Text ist eine gekürzte Fassung der Rede "Rettungswiderstand aus der Wehrmacht", gehalten als Eröffnungsvortrag der offiziellen Gedenkveranstaltung der Stiftung 20. Juli. Das Bild ist dem Buch "Bleib immer ein Mensch. Heinz Drossel, ein stiller Held" (Aufbau) von Katharina Stegelmann entnommen.